

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 20 (1968)

Artikel: Johannes Ühlinger, Lehrer : 1828-1913
Autor: Uehlinger, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johannes Ühlinger, Lehrer

1828—1913

Als der Redaktor, mein lieber Freund Bernhard Kummer, Oberlehrer, mich fragte, ob ich mittun würde am 20. Stück unserer Neujahrsblätter, das Neunkirch gewidmet sei, antwortete ich spontan mit ja. Mit 70 Jahren hätte ich es mir reiflicher überlegen sollen, denn jetzt, wo die Frist drängt, suche ich erst ein Thema. — Mein Grossvater Johannes Ühlinger, geb. 1828, war ja der letzte, der seine Jugendjahre in Neunkirch verlebte, und heute haben wir keine direkten Nachkommen mehr im Städtchen, auch keine von Grossmutter Ehrmanns Seite her. Grossvater Johannes Ühlinger aber ist das starke Band, das meine Geschwister und mich mit Neunkirch und dem gesegneten Klettgau verbindet und auch meine vier Söhne und meine Enkelkinder mit ihnen verbinden soll, denn das Bürgerrecht haben wir beibehalten.

So will ich denn versuchen, einen knappen Lebensabriss meines Grossvaters niederzuschreiben. Sechzehn Jahre durfte ich ihn noch haben und zwölf Jahre davon erlebte ich ihn bewusst. Und dann bewahre ich seine Familienchronik, von der es in der Vorbemerkung, geschrieben den 23. Februar 1864, heisst: «Die Idee einer Familienchronik wurde in Ausführung gebracht im Jahr 1864, in dem Jahr, in welchem das Wohnhaus im Fulacherbürgli beendet wurde, in einem Jahr schwerer Erlebnisse, nicht nur vom Bauen, sondern auch von anderer Seite herührend. Das Bewusstsein, eine eigene Wohnstätte, ein Haus zu besitzen, hat auch mit seinen Theil an diesem Unternehmen, und es ist merkwürdig, wie dies Bewusstsein, von fremden Menschen nicht mehr in dem Masse wie früher abhängig zu sein, das Selbstbewusstsein hebt. Dies Selbstbewusstsein autorisiert mich einigermaßen zu diesem Werk. Wie schön ist es, wenn die Nachkommen etwas Bestimmtes von ihren Vorfahren vernehmen, wenn sie, die Nachkommen, die Familiengeschichte fortsetzen. Wie gut ist es, zu vernehmen die Führungen Gottes durchs Leben von einzelnen Menschen sowohl als ganzer Familien. Ich werde trachten, meine Erlebnisse so treu und wahr zu erzählen als möglich; mögen sie meine Nachkommen zum Guten, Edeln ermahnen, vom Bösen aber abmahnen.» — Die Familienchronik umfasst 446 Seiten. Der letzte Eintrag trägt das Datum vom 26. September 1912. Am 3. Januar 1913 starb der Grossvater in der kleinen Eckstube, in der ich jetzt schreibe, umgeben von seinen Kindern und Enkeln. Er griff nach meiner Hand und legte sie in die seine, und mir ist, als hätte ich damals meine Jugendjahre abgeschlossen und sei zum jungen, aufrichtigen Manne herangereift.

Nur ganz Weniges aus dem Tagebuche hat allgemeineres Interesse und eignet sich für die Wiedergabe, es gälte denn, über das Leben seiner fünf Kinder und

neun Enkelkinder zu berichten. Der Grossvater führte Buch über sie alle. Seine starke Persönlichkeit hat uns miterzogen, und ich bin betroffen, wie genau er uns alle kannte und ein wie sicheres Urteil ihm über uns eignete, von unsern ersten Schritten, ja, in Einzelfällen, fast von den ersten Wochen an. So über meinen Bruder Erwin, heute Professor für Pathologische Anatomie an der Universität Zürich.

Ich habe die Familienchronik Seite um Seite durchgelesen, auch ein in braunes Leinen gebundenes Heft, das u. a. den 2. Teil eines Aufsatzes «Der gesegnete Klettgau» enthält, und auch ein Gedenkbuch durchgeblättert, in das der Grossvater Zeitungsausschnitte einklebte, und das auch seine Zeugnisse und Wahlbestätigungen enthält. Aus der Chronik versuche ich nun, seinen Lebenslauf nachzuzeichnen. Aus ihr und dem erwähnten Aufsatz will ich drei Abschnitte zum Abdruck bringen, in denen er als 36-jähriger Mann seine frühesten Kindheitserinnerungen wiedergab: Die Erinnerungen an den Freischarenzug der Hallauer, Wilchinger und Schleitheimer im Jahre 1831 nach der Hauptstadt, an die Martinigemeindeversammlung und das Kinderfest im Städtchen und an seine erste Reise mit dem Vater und dem ältern Bruder nach Schaffhausen zum Kornverkauf.

Lebensabriss

Die Ühlinger, so schreibt unser Grossvater, stammen wohl vom nahegelegenen Ühlingen im Schlüchtal im Schwarzwald. In der Chronik wird aus dem 17. Jahrhundert ein Adam Ühlinger in Neunkirch aufgeführt, dem ein Hans Ühlinger, geb. 1696, ein Jakob Ühlinger, geb. 1741, und Melchior Ühlinger, geb. 1776, der Vater von Johannes, folgten. Ihm und seiner Gattin Margaretha (geb. Winzeler), geb. 1788, wurde Johannes als fünftes und letztes Kind im Haus «Auf der Fluh» geboren. Nach dem Grossvater Jakob, der im «obern Winkel» residierte, nannte man den Sohn 's Jakoblis Melcher und unsern Johannes folgerichtig 's Jakobli Melchers Bub, und als dieser schon als Lehrer in Schaffhausen amtierte, blieb er für die Neunkircher 's Jakobli Melchers Lehrer in der Stadt.

Da ein Bruder des Vaters das Haus im Winkel übernahm, hatte Melchior sich ausserhalb des Städtchens, vor dem obern Tor «auf der Fluh» angesiedelt und dort in den Jahren 1819/20 ein Haus gebaut, mit Stall und Scheune samt hübschem Vorgarten und einer Laube. Melchior war, wie sein Vater, Landwirt und Rossbauer, die Fuhren bis nach Basel unternahmen. Vater und Mutter erreichten beide ein hohes Alter von 85 resp. 87 Jahren. Sie konnten nur kümmerlich lesen und schreiben und fanden nur wenig Zeit, die Kinder auf die Schule vorzubereiten, es sei denn, dass ihnen die Mutter am Sonntagnachmittag aus der

Bilderbibel erzählte, an welche Stunden sich unser Grossvater gerne erinnerte. Trotz ihrer geringen Schulkenntnisse aber waren die Eltern wohl imstande, den Gewerbe gut zu führen.

Der erste Lehrer von Johannes war Herr Wieser, kurz «Wieserschulmeister», wie jedermann im Städtchen ihn nannte. Er liess den Stecken im Pult, vielleicht hatte er gar keinen, und lehrte den Kindern Lesen, Schreiben und das Zählen von 1 bis 100. «Besonderes», so schreibt unser Grossvater, «trug sich bei ihm nicht zu. Er verband die Buchstabiermethode mit der Lautiermethode, allein der gute Mann fing seine Sache verkehrt an. Er fing an mit den Buchstaben, ohne dass wir nur wussten, was aus dem kuriosen Ding werden wollte. Der Schulmeister nahm eine Prise Tabak und zeigte auf einer Wandfibel den Buchstaben a und sprach: dieser bedeutet a; also a, a, a, a, — aa! Wir repetierten: a, a, a, — aa! im Chor — zuerst derjenige, welcher das Ding kannte, dann stimmten alle mit ein, ohne es zu wissen, so dass zuerst einer oder zwei und nach und nach alle schrien; übrigens war die Schule nicht schlecht und der Lehrer ein braver, lieber Mann.» Ging das Lesen, Schreiben und Zählen leidlich, wurden die Schüler, meist nach zwei Jahren, promoviert. Johannes kam so 1835 zum pflichttreuen und fleissigen Schulmeister Weisshaupt und darauf an die Oberschule zum gestrengen Joh. Jakob Pfeiffer, dem späteren Erziehungsrat, der den Schülern die Grundlagen in Französisch und Geometrie vermittelte. Fünfzehnjährig verliess er Neunkirch und ging in Pension zu einem Monsieur Chaillet in Grandson und kehrte 1844 nach $\frac{5}{4}$ Jahren über Yverdon, Bern, Solothurn, Zofingen, Lenzburg, Baden, Zürich, gut entwickelt an Leib und Seele, ins Vaterstädtchen zurück. Nun besuchte er die neugegründete Realschule, welcher der lebhafteste, unternehmungsfreudige Konrad Auer von Oberhallau vorstand, und fasste dann den Entschluss, Lehrer zu werden. Er begab sich ins Württembergische zu den Gebrüdern Paulus, die «Auf dem Salon» bei Ludwigsburg ein bekanntes Erziehungsinstitut leiteten, und erhielt hier Unterricht in Religion, Geschichte, Geographie, Deutsch, Lateinisch, Französisch, Englisch, Algebra, Geometrie, Zeichnen, Logik und Singen und war sein Verhalten in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung «immer sehr gut», wie es im Zeugnis heisst. Anschliessend, Ende 1847, reiste er nach Nürtingen am Neckar, wo einige Jahre zuvor ein Lehrerseminar gegründet worden war. Rektor daselbst war Dr. Theodor Eisenlohr, ein Theologe, der im gleichen Jahr Landtagsabgeordneter wurde; weitere Lehrer waren die Professoren Denzel, Weeber und Gössler, welche letzteren unser Grossvater besonders hervorhebt. Er unterrichtete in Mathematik und sei, weit mehr als Eisenlohr, der beste Mann im Seminar gewesen. Vielleicht urteilte unser Grossvater etwas rasch. Es war damals eine aufgeregte Zeit daheim (Sonderbundskrieg) und in Deutschland (Februar-Revolution 1848). Eisenlohr weilte oft in der Ständeversammlung in Stuttgart und musste zudem den Rektor an der berühmten Lateinschule in Nürtingen, Gustav Rümelin,



Johannes Ühlinger, Lehrer
1828–1913

Kohlezeichnung, nach einer Photographie, von seinem jüngsten Sohne Eugen Ühlinger (1868–1905),
Kunstmaler und Zeichnungslehrer in Schaffhausen.

den spätern Minister und Kanzler der Universität Tübingen, vertreten, der 1848 als Abgeordneter dem Frankfurter Parlament angehörte. Im Jahre 1849 bestand Johannes in Stuttgart das Staatsexamen als Elementarlehrer.

Heimgekehrt, machte er seinen Lehrplatz, wie damals unsere jungen Lehrer, an der sog. Musterschule in Schaffhausen. Diese befand sich in alten, jetzt abgerissenen Klostergebäulichkeiten, dort, wo heute die Eingangshalle und das Treppenhaus des Museums zu Allerheiligen steht. Er unterrichtete in einem höchst unzumutbaren Schullokal Schüler der ersten bis vierten Klasse bei einem Jahresgehalt von 160 Gulden (= 380 Franken). Schon 1851 wurde die Musterschule aufgelöst und die sog. Klosterschule gegründet. Diese übernahm die geringen Schüler der vorgenannten, die Kinder der Hintersässen, überhaupt die armen Kinder. Auch hier war die Besoldung anfänglich eine sehr bescheidene. Sie stieg von 640 Franken auf 900 Franken im Jahre 1859 und auf 1900 Franken, als Johannes Ühlinger Oberlehrer wurde und an der vierten, letzten Klasse dieser Ständeschule unterrichtete. Der Eintrag in die Chronik lautet: «Im Leben hat mich der Herr in eine Stellung versetzt, die über meine bescheidenen Wünsche ging. Im Leben aber habe ich es schwer, sehr schwer, die Haushaltung wächst... Ein Geschäftsmann bin ich nicht. Wenn der Herr mir dadurch das Irdische will als Nebensache erscheinen lassen, so hat er es vollkommen erreicht. Auf ihn müssen wir unsere Hoffnungen setzen und nicht auf unsern Reichtum. O wie leicht werden wir übermüthig, wenn uns eine Pause geglückt ist.»

1853 hatte er sich mit Adelheid Ehrmann aus Neunkirch verheiratet. Fünf Kinder wurden ihnen geschenkt. 1863 erwarben sie ein Grundstück im «Fulacherbürgli» und bauten dort nach eigenen Plänen ein Haus (heute Fulachstrasse Nr. 22), das sie 1874, nachdem es der wachsenden Familie zu eng geworden war, wieder verkauften und im nahen «Blautraubengut» in Gruben unter tätiger Mithilfe der Kinder ein grösseres erstellten, heute das umgebaute Haus «zum Lindenhühl», Grubenstrasse 1.

Nach Aufhebung der Klosterschule wurde Johannes Ühlinger 1870 an die Knabenelementarschule gewählt und unterrichtete vorerst im Schulhaus am Bach und seit Herbst 1894 im neuen Schulhaus auf dem Emmersberg die fünfte und später die sechste und siebente Klasse. Dem Prüfungsprogramm der Elementarschulen und der Realschule der Stadt Schaffhausen auf Ostern 1867 gab er ein Vorwort, betitelt «Einige Wünsche in Betreff unsers Schulwesens» mit, das heute, nach 100 Jahren noch modern wirkt. Er wendet sich darin gegen das Ueberladen der Jugend mit Stoff; es ersticke schon frühe die Lust und die Kraft, sich weiterzubilden. Vor lauter Lernen vergässen die Schüler das Denken, im Leben doch die Hauptsache. Er appelliert an die Mütter, nach dem Schulaustritt der Töchter selbst deren weitere Erziehung in die Hand zu nehmen und das, was in der Schule zu kurz kam, das Gemüt zu pflegen und so die harmonische Ausbildung zu voll-

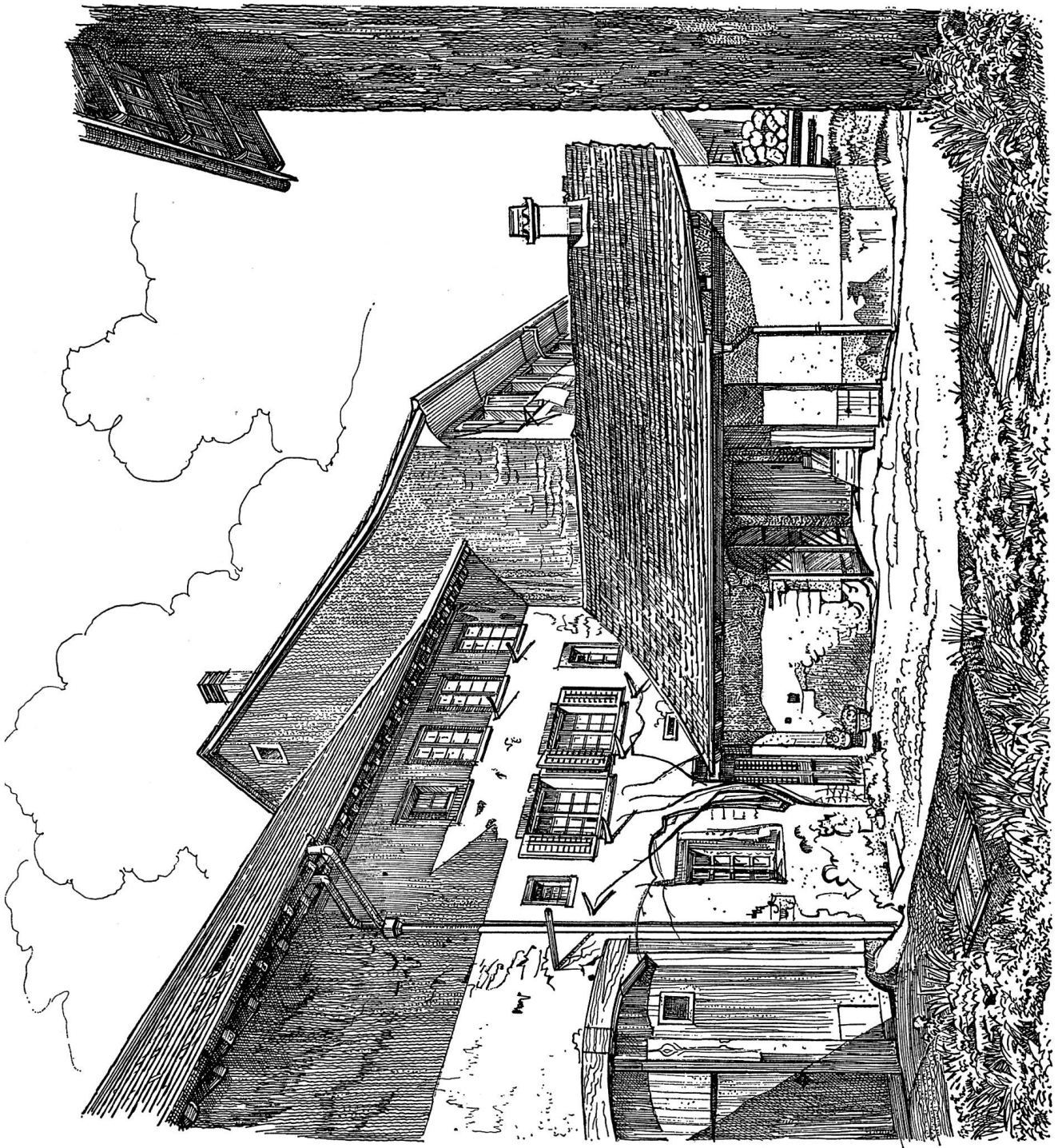
enden. Ein Wort gilt dem Bau heller und luftiger Schulräume und der Einrichtung von Spielplätzen und Turnhallen, «Kinder sind wie Blumen, sollen sie gedeihen, so müssen wir ihnen Sonnenschein und frische Luft geben». Mit Ferdinand Schalch war Johannes Uhlinger Mitbegründer der freiwilligen Fortbildungsschule und unterrichtete an ihr, um sie sicherzustellen, einige Jahre ohne Entgelt.

Ostern 1901, nach 51jährigem Schuldienst und nachdem er 1900 für weitere acht Jahre gewählt worden war, nahm er seinen Rücktritt.

Noch will ich ein gemeinnütziges Unternehmen erwähnen, das Johannes Uhlinger, zusammen mit vier andern Männern einleitete und das er mit zäher Energie und unter wüsten Anfechtungen vieler Mitbürger halb zu gutem Ende zu führen: Die Hochdruckwasserversorgung für die Stadt Schaffhausen im Engestieg.

Das Fehlen einer solchen machte sich vorab in den Aussengebieten, im Fulachtal, in Gruben und auf dem Emmersberg unangenehm bemerkbar. Man musste sich mit kleinen, unregelmässig fliessenden Quellen, Sodbrunnen und Regenwasser behelfen. 1879 war Dr. Jakob Nüesch, der spätere Entdecker der prähistorischen Station Schweizersbild, der das Haus im Fulacherbürgli gekauft hatte, zu unserm Grossvater gekommen und bat ihn, mit ihm nach Wasser zu suchen. Sie gründeten zusammen mit Georg Fischer, Fabrikant, Jakob Wildberger-Studer, Kaufmann, und Bierbrauer A. Oechslin zum Falken ein Konsortium und gruben zunächst im untern Orserental, fanden jedoch nur wenig Wasser. Deshalb versuchten sie, sich mit den Geisshöflern, die im Birch ihr Wasser bezogen, zu verständigen. Diese aber wollten nichts davon wissen und kauften «über Nacht» die betreffenden Grundstücke im Orserental für ihre eigenen Zwecke.

In der Stadt bestand eine vom Stadtrat bestellte Wasserversorgungskommission, deren Pläne dahin gingen, Rheinwasser und das Wasser der Mühlentalquelle in die Höhe zu pumpen und günstige Druckverhältnisse zu bekommen. Unser Konsortium aber hatte inzwischen die verwachsenen Engestiegquellen neu entdeckt und aufgedeckt und dort eine Wassermenge von 5000 Liter in der Minute gemessen. Es kaufte die Merishausern gehörenden Wiesen, doch verweigerten der Staat und die Stadt die Fortleitung des Wassers. Es kam zu wüsten Verunglimpfungen in den beiden Tagesblättern, dem «Intelligenzblatt» und dem «Tage-Blatt», wobei sich vor allem Oberst Bringolf im «Frohberg» hervortat. In einem Pamphlet nannte er Jakob Nüesch «eine bärtige Sirene». Johannes Uhlinger, der sich in ausserordentlichem Masse für die Wasserversorgung eingesetzt hatte, schildert in bewegten Worten die «Zleidwerchereien», wie sie nur Neid und Missgunst hervorzurufen vermochten und an denen sich selbst hochangesehene Bürger beteiligten. Das Konsortium anerkant sich, auf die Engestiegquellen zu verzichten gegen Entschädigung der Auslagen und Ueberlassung von je 2 Röhren (im ganzen 10) für ihre Liegenschaften. Vergeblich! Erst 1883 kam ein Vergleich zustande. Die



Stadt kaufte die Quellen zurück und bezahlte darüber hinaus den fünf Mitgliedern des Konsortiums je 2000 Franken. Damit war der Wasserkrieg beigelegt. Die Hochdruckwasserversorgung der Stadt mit Hilfe der Engestiegquellen wurde in Angriff genommen und schon 1884 fertig erstellt, die bauliche Erschliessung der höhergelegenen Aussenquartiere war ermöglicht!

Unser Grossvater Johannes Ühlinger hat als Kind, 1831, noch den Freischarenzug der Hallauer durch Neunkirch nach der Hauptstadt gesehen, er wirkte als junger Lehrer an der Armenschule und hat die Aufhebung dieser Standeschule und die Einführung der Volksschule erstrebt und miterkämpft, er konnte die Entwicklung des Verkehrs durch Eisenbahn und Tram und der Industrie durch die Nutzbarmachung der Wasserkraft des Rheins verfolgen, er sah den «Zeppelin» unsere Stadt überfliegen, und er las noch in den Zeitungen von den kühnen Leistungen der Flugzeugpioniere.

Im Herbst 1912 erkrankte Johannes Ühlinger schwer. Nachdem er genesen, griff er zum letztenmal zur Feder. Er beschäftigte sich mit der Zukunft seiner Enkel und schloss seine Chronik am 26. September 1912 mit den Worten: «Es ist alles zum danken!»

Die Erinnerung an den Freischarenzug der Hallauer

Dieser fand, nachdem ein bewaffneter Zug aus Schleithelm unter Führung von Hauptmann Wanner sich mit den aufständischen Hallauern und Wilchingeren vereinigt hatte, am 16. Mai 1831 statt. Die Rebellen wollten den in der Hauptstadt tagenden Verfassungsrat unter Druck setzen und dessen Arbeit beschleunigen. Johannes Ühlinger war damals etwas mehr als dreijährig und schreibt darüber in der Familienchronik:

«Das erste Ereignis in meinem Leben, dessen ich mich erinnere, war der Freischarenzug der Hallauer, Schleithelmer und Wilchinger gegen die Hauptstadt im Jahr 1831. Nicht dass ich schon damals den Zweck des Zuges verstanden hätte ist es, was mir im Gedächtnis die Begebenheit treu bewahrte, es ist vielmehr der Aerger über den Bruder, der mich ab der Strasse in Sicherheit brachte vor den wüthenden Hallauern, die mir sowohl als meiner Schwester Barbara das Zuschauen hätten verleiden können. Haben sie doch nach den Leuten geschossen in ihrem Muth, den sie aus dem Weinglase geholt hatten. Doch ist mir die Aengstlichkeit meiner Eltern und meines Bruders bei der ganzen Geschichte aufgefallen. Ich erinnere mich noch ganz gut an den Dragonersäbel und die Dragonerpistolen meines Vaters, welche kampfbereit auf dem Tische lagen, um den heimatlichen Herd gegen die Unholde zu vertheidigen, denn sie hatten gedroht, Neunkirch anzuzünden. Es ging aber bekanntlich nicht ganz gut vor der Stadt, sie zogen nüchtern wieder heim.»

Von der Martinigemeindeversammlung und dem Kinderfest in Neunkirch

An der Martinigemeindeversammlung wählten oder bestätigten die Bürger neben dem Rat die Lehrer, den Gemeindeweibel, den Holzforster, den Flurhüter, die beiden Torhüter, den Turmwächter, den Kuhhirt und Sühirt, den Nachtwächter und den Tagwächter. Als einmal der Präsident die Bürger fragte, ob der Nachtwächter auch die Stunden fleissig rufe, meinte ein Witzbold mit ernsthafter Miene: So oft er den Wächter gehört habe, habe er gerufen. — Der erste Teil war mit den Wahlen erledigt, nicht jedoch der zweite, bei dem, neben den Alten, auch die Jugend zu ihrem Rechte kam. Darüber lesen wir in den Erinnerungen unseres Grossvaters:

«Nachdem das nebensächliche Geschäft der Wahlen vorbei war, kam man zum gemüthlichen Teil, der vielen Bürgern der wichtigste war. Die Metzger als Pächter der Gemeindemetzg machten der lieben Jugend eine Freude. Vor dem Gemeindehaus hatte sich diese versammelt, zu jedem Tun entflammt. Der Senior der Metzger liess sich im Fenster der ‚grossen Stube‘ sehen (es gab eine grosse Stube, in der die Gemeindeversammlungen stattfanden und die zur Tanzbelustigung benutzt wurde an Märkten und an Höchserten). Also es gab auf dem Boden der ersten Etage im Gemeindehaus eine grosse Stube und eine kleine, die, weil minderen Umfanges, für die Sitzungen des Gemeinderates und zur Wirtsstube ‚en famille‘ diente und dann noch ein Nebenzimmer, neben der Küche, wo man die Uertengeschenke an den Höchserten aufstafelte und ebenso die Beigen der verschiedenen Küchlein. Dieses Zimmer diente im allgemeinen für die Familie des Wirts zur Wohnung. Vor diesen grossen Räumlichkeiten lag ein grosser Korridor, der mit Ziegelplättlein belegt war, und im zweiten Stock waren Schlafzimmer, die sämtlich auf dem Boden mit Ziegelplättlein belegt waren, denn die ehrsame Gemeinde vermochte keinen Bretterbelag in den Zimmern trotz ihrer ausgebreiteten Waldungen. Vielleicht aber waren die Bodenbeläge auch Zeugen einer Zeit, die den römischen Bauten nahelag.

Er, der Senior der Metzger also, schwenkte eine grosse Schweinsblase angefüllt mit kleiner Münze vom Fenster herab und wurde mit mächtigem Hallo der harrenden Jugend empfangen. Er hielt den dicken schweren Beutel hoch, griff hinein und warf eine Hand voll Kreuzer, Halbbatzen, Groschen oder Sechser zum Fenster hinaus. Wie aufs Kommando warfen sich die Buben auf den Boden und tappten nach dem Geld; dies wurde solange fortgesetzt, bis der Beutel leer war. An dieser Tapperei nahmen auch Mädchen teil, die als Rauferinnen bekannt waren. Meine Mutter verbot mir strengstens, mich bei dieser Tapperei und Rauferei zu beteiligen. Als dies wüste Geschäft vorbei war, sah jeder Teilnehmer an demselben Hosen und Weste an, ob sie noch ganz seien und ob mit den Händen der unausweichliche Schmutz sich entfernen lasse. Das ertappte Geld wurde erst später

gezählt, und mancher Raufbold rühmte sich des grossen Erfolgs, ohne jedoch Glauben zu finden. Kaum hatte die mutige Schar sich etwas erholt, so liefen alle der Mühle vor dem obern Tor zu. Hier standen Züber voll grosser Stücke Brods, (ein Zweipfünder wurde in vier Teile zerschnitten). Die Müllerin und ein Müllerknecht teilten den Kindern das Brod aus. Die Verteilung dieser Leckerbissen war eine lustige Arbeit, die lustige Müllerin sagte zu den ihr bekannten Kindern z. B. ‚Ei! Ei!, so Liseli, chunst au, du muesch es schönst oder ’s best Stückli ha’, und zu manchem Bub: ‚du häscht etz au dräckigi Hose, du wüeschte Bueb, diir gib ich es chleinst Stückli’ etc., man wusste aber wohl, dass die freundliche Müllerin nur Spass machte. An der Martinigemeinde nahm man alles nicht so genau. Die Kinder versuchten sofort das Brod und lobten es, es war aus Gerstenmehl gebacken, es war appetitlich und schmackhaft. Die Kinder zogen truppweise die Vordergasse hinunter im Schritt, obgleich man damals noch keinen Unterricht im Turnen bekam, und bissen ihren Mundvoll im Takt ab. Wenn dieses Vergnügen einigermaßen vorbei war, zogen die grösseren Buben nach der Ziegelhütte am Schmerlat und wurden dort mit Wein und Küchli traktiert. Die Ziegelhütte war auch ein Gemeindelehen. Diese Säuferei war aber der Abschluss dieses ‚netten’ Kinderfestes, wenn man es so nennen darf.

Es kamen jetzt die Alten zum Genuss. Die Männer sassen allesamt an ihren Tischen in der grossen Stube im Gemeindehaus. Sie wurden mit einer guten Fleischsuppe regaliert, und dann ging der Stubenwirt und die Stubenwirtin von Tisch zu Tisch und legten auf jeden Teller ein grosses Stück Rindfleisch, dito Schweins- und Kalbsbraten. So trocken konnte man den ‚Zümis’ aber nicht essen; deshalb kam der Gemeindeförster mit dem Kirchenpfleger; diese lieben, gern gesehenen Herren stellten das nötige Nass auf den Tisch. Viele tranken allerdings über den Durst, aber das war zu entschuldigen, es war ja nur einmal im Jahr Martini-g’meind, und die vielfach verschrieene Temperenz war damals noch nicht erfunden, und der gute Tropfen kam aus dem Schulkeller und man hörte dann oft die Bemerkung: ‚Es ist doch auch etwas wert, dass wir eine so grosse Schule gebaut haben, nur wegen dem grossen Keller.’ Im Schulkeller stand Fass an Fass von ansehnlicher Grösse, gefüllt mit der Auslese der Neunkircher Weine. In der kleinen Stube stand zum Ueberfluss noch ein Bücki voll Wii zur Disposition derjenigen, die extra grossen Durst verspürten oder glaubten, sie seien in der Verteilung zu kurz gekommen. Zu allem Guten brachte Herr Pfeiffer Zuckerbeck, oder vielmehr sini Chnecht ein Wägeli voll Torten. Je vier Bürger bekamen eine Torte. Diese Herrlichkeiten wurden nicht alle im Gemeindehaus verzehrt, deswegen kamen um 4 Uhr Kinder und Mägde mit Körben und holten den Ueberfluss heim. In unserer Familie wollten weder die Töchter noch die Magd auf das Gemeindehaus gehen; ’s Gretli meinte, es sei zu alt zu dergleichen Geschäften und ’s Bäbeli getraute sich nicht recht, es fürchte sich vor der Männerwelt, die vielleicht um

ihren wenigen Verstand schon gekommen sei; die Magd war ja fremd und wollte unter keinen Umständen in das Gewühl hinein. Nun war guter Rat teuer; wir liessen nur ungern die Leckerbissen fahren, die Leute könnten dies als Hochmut auslegen, oder sie kannten ja das Sprüchwort: ‚Wa nid guet isch für de Pfarrer, isch guet für de Mesmer.‘ Aller Augen waren vielfragend auf mich gerichtet. Ich will schon gehen, Mutter, sagte ich, aber werde ich auch unter so viele Manne de Vatter finde? Die Schwestern wussten Rat: Ich soll nur mit dem Korb vor der Türe der grossen Stube stehen bleiben, es komme dann schon jemand, der mich zum Vater führe. Das beruhigte nicht nur mich und die Schwestern, sondern auch die Mutter. Sie mag gedacht haben, es seien ja keine Menschenfresser auf dem Gemeindehaus und irgend Jemand werde mich bei der Hand nehmen und zum Vater führen. Diese Erwägung war in Betreff der grossen Leute richtig, in Bezug der mutwilligen Buben, die meinten, an diesem Tag sei alles erlaubt, sogar das Berauben der gefüllten Körbe, aber nicht. Ich wurde gerüstet, der Korb stand bereit, aber dieser Gang kam mir je länger je mehr etwas unheimlich vor. Auf dem Weg zum Gemeindehaus ging ich anfangs schnell und lustig, aber nachgerade überkam mich eine Angst, ich wäre gern umgekehrt, aber ich durfte nicht aus Furcht, ich würde ausgelacht. Also vor der Stubentüre sollte ich warten, aber wo ist die Stube? Ich trat ins Gemeindehaus ein und kam zur Treppe, die Stube wird wohl da oben sein, stieg die lange Treppe hinauf; da war ein grosser Platz und auf dem Platz gingen vier Türen in vier Stuben hinein. Ich ging auf die nächste los, ich horchte, hörte viele Männerstimmen, da musste wohl der Vater sein. Hier wartete ich eine Zeit lang, endlich kam ein Mann. Ich war froh über ihn und dachte, das ist jetzt der Mann, der mich zum Vater führen wird. ‚Aha! Gueten Obed Jeangili, du witt g’wüss zum Vater, chomm mit mer, i will der en zaage.‘ Der liebe Bekannte führte mich durch die grosse Stube voll Manne bis zum Vater. Der Korb wurde bepackt, der Vater schnitt ein grosses Stück vom Kuchen ab, das durfte ich sofort essen. Der Vater geleitete mich vor das Gemeindehaus, um zu sehen, ob der Weg frei sei. Ich solle eilen, damit keine Lotterbuben einen G’lust ankomme, nach den Kuchen im Korb. Ich rannte so gut es eben gehen mochte mit dem bepackten Korb. Beim obern Tor standen Buben und Meitli, die hofften, Beute zu machen und näherten sich meinem Korb, aber ’s Gräslimathiesse Gretli half mir durch die Räuberrotte und begleitete mich bis auf die Fluh. Dafür bekam es von seiner Gotte, meiner Mutter, ein Stück Kuchen.

Wie die Buben sich über ihr ertapptes Geld freuten, wie die Kinder von Reich und Arm sich freuten über ihr Gerstenbrod, wie die Männer sich über den gesegneten Gemeindetag, den guten Braten, den reichlichen Wein freuten, ebenso freuten sich die übrigen Familienglieder über den gebrachten Kuchen und Braten, es war in der Stadt eine Mordsfreude!

Weil ich schon den Martinikuchen auf dem Gemeindehaus selbständig holen konnte, so versprach mir der Vater, ich dürfe mit ihm in die Stadt Schaffhausen, wenn er mit Korn z'Märkt fahre. Diese Aussicht, nach Schaffhausen zu kommen, war etwas Grosses für mich. Ich träumte davon und redete davon bei passender und unpassender Gelegenheit. Als endlich die Marktfuhr gerüstet wurde, fragte ich den Vater beim Frühstück, beim Essen des Habermueses, ob ich jetzt mit ihm nach Schaffhausen fahren dürfe. Ein so kleines Bürschchen könne man nicht brauchen, wenn so viele Kornwagen durch die Strassen führen, es sei gefährlich. Das war ein schlimmer Bericht für mich! Meine schöne Hoffnung war plötzlich zu nichts geworden, die Augen füllten sich mit Tränen, schluchzend legte ich den Esslöffel wieder in den Teller, statt ihn zum Munde zu führen. Aller Appetit war verschwunden. Ich war um eine grosse Hoffnung ärmer geworden. Ich glaube, die Dienstboten und Schwestern hatten Mitleid mit mir armem Schlucker. Niemand redete mehr ein Wort, und ein leises Klappern der Löffel in den zinnernen Tellern bloss war hörbar. Diese Stille wurde unterbrochen durch die Mutter. Sie sagte ganz ernsthaft zum Vater: 'Es isch doch nid rächt, dass Du Di Verspräche däm arme Buebli nid wotscht halte. Me mue de Chinde halte, wa me ene verspricht. Da isch jo truurig, los, wie-n er etzt au schluchzet.' 'He, se mira, so cha-n-er jo mit', aber sich zu mir wendend, sagte er mit grossem Nachdruck: 'Wänn ann es erscht Mol noch Schafuuse chunnt, mue-n-er i d'Chetteme biisse.' Alles war still auf diesen Bericht, vielleicht lachten alle auf den Stockzähnen. Ich aber war frohen Mutes und dachte: 'Es wiird au z'mache sii.' Eine geheime Angst bemächtigte sich meiner doch. Der Tag der z'Märktfuhr war da, der Wagen war mit schweren Säcken geladen und hielt vor dem Hause. Vorsorglich hatte die Mutter mir ein sauberes Hemdchen und die Sonntagshosen angezogen und ich lief dem Wagen zu. Ich erkletterte schnell denselben und suchte mir auf den Säcken ein bequemes Plätzchen aus. Der Vater ging neben dem Wagen her und der Bruder klöpfte mit der Peitsche, die Rosse zogen an, der Wagen ging vorwärts, und mir wurde leicht ums Herz.»

Die Reise mit dem Vater nach der Stadt zum Kornverkauf

Früher war es den Landleuten verboten, ihre Söhne ein «besseres» Handwerk erlernen oder studieren zu lassen. Sie sollten den Söhnen in der Stadt und den dortigen Handwerkern nicht den Verdienst wegnehmen. Wer nur ein Türschloss brauchte, musste es in der Stadt kaufen. — Wer Korn verkaufen konnte, musste es nach Schaffhausen ins Kornhaus bringen, wodurch die Bäcker und Müller profitierten.

Der noch nicht schulpflichtige Johannesli durfte also nach der Fürsprache der Mutter den Vater und grossen Bruder mit der Kornfuhr nach Schaffhausen be-

gleiten. Beim Engebrunnen trennten sie sich. Vater Melchior ging mit Johannesli zu Fuss über die Enge, und steigabwärts durchs Obertor in die Stadt, während der ältere Sohn mit dem Wagen durch die Mühlenen und das Mühlentor zum Herrenacker fuhr. Am Abend musste unser Grossvater am Tisch seine Erlebnisse erzählen. Dieser Bericht steht im Aufsatz «Der gesegnete Klettgau» und lautet folgendermassen :

«Es isch wiit, ganz wiit uf da Schafuuse ie, ich bä froh gsii, da-n-ich ha chöne uf em Wage fahre; bä der Holeflueh isch de Vatter au uf de Wage ue gsässe, er hät mer di ober Müli zaaget und uf der andere Siite d'Ziegelhütte, wo a der Martinimaand alimol di groosse Buebe Broot und Wii überchömet. Dänn simmer zom Oberneuhuus cho, da Huus ischt aber nid neu, me saat no dem Huus eso, de Gibel ischt wüescht schwarz und zwä Läden händ am Huus abeglampet, e neu Huus isch da gar nid gsii. Dänn simmer zu me Weier cho, gwüss so grooss we üusen Müliweier uf em Weierbuck; da ischt aber en merkwürdige Weier, aliwil lauft Wasser drii und doch überläuft er nie, es Wasser sinki in Bode ie und laufi under em Bode furt bis in Rhii.

Bä däm merkwürdige Weier, no e wänge meh gegem Holz zue, ischs Dorf Gutmedinge, aber die arme Lüüt dört händ ka Chilche und au ka Schuelhuus, aber de Vatter hät gsaat, es seiit doch bravi Lüüt. Uf der andere Siite vo der Strooss, aber e wänge wiiter vo der Strooss, gsieht me Löhlinge und Beringe, zwaa groossi Dörfer, die händ aber Chilche, me gsieht amel au d'Chilchetürn. Endlich simmer a d'Engi ie cho, dört stoot e groossi Aach, di grooss Engiaach, de Vatter hät gsaat, si sei meh weder zwaahundert Joor alt. Si hät so dicki Est, we die Aache im Hasebärg Stämm händ. Dänn simmer uf en Wäg cho, wo so groossi Wurze über de Wäg gläge sind, da de Vatter miir hät möse hülfe, da-n-ich drüber dure cho bä. Ich bä froh gsii, wo mer ändlich de Bärg abecho sind, dört ha-n-ich de Chöpferplatz gsäh, wo Mörder, Schelme und alli Lüüt, wo ni folget, de Chopf abschlage wüürt, aber es sind kani Chöpf meh dört gläge und ich ha tänkt, ich will gwüss folge, es ischt mer halt schüüli Angscht worde und ich bä halt so froh gsii, wo mer i d'Nööchi vo Schafuuse cho sind. Es ischt wider bärgab ggange zo me-n-e groosse Huus mit groosse Türe. We mer dur's Tor ggange sind, so g'nehmich notmünt e gspässigi Cheteme, d'Gleich sind nid rund gsii, si sind viereggig gsii und abscheulich dick. ‚Aha‘, ha-n-i tänkt, da isch etz gwüss die Cheteme, wo-n-ich sött drii biisse, ich bä halt schüüli verschrocke und bä i miiner Angscht vom Vatter furt grännt i d'Stadt ie und ha dört im Vatter gwaartet. Ich ha tänkt, d'Schafuuser Lüüt seiit doch böösi Lüüt, da si di arme Landlüüt so ploogit.

Mer sind hurtig gloffe, da-m-er uf de Härrenacker chömit. Do ha-n-i tänkt, da wüürt au en schöne Acker sii, dä Härrenacker, häts ächt uf däm Acker au Chlee oder Händöpfel? Notmünt simmer uf däm Acker gsii. Aber herjeegerli, vo Händöpfel oder Chlee ka Spuur, nid emol Bömm häts dört gha, da ischt en

schööne Acker, jawoll! Do isch es uf eme Buureacker doch vil schööner. Etzt hät me au üusen Wage abglade. Aber die Ablader händ sich's wol si loh, alimol zwää so groossi Manne händ mitenand en Sack uf d'Arm gnöh und händ en i s'Chornhuus ietraat. Wo sie fertig gsi sind, schloots elfi. Will der Verchauf erst am zwölfi aagfange hät, so hät mer de Vatter d'Stadt zaaget. Er hät mer de Vierröhrig Brunne zaaget und de Maa uf der Brunnesuul. De Maa isch vo Staa und sin Spiess vo Holz oder Iise. Nid wiit vom Brunne ha-n-ich e schööni Huustüre gshä. De Chnopf dra isch en groosse Leuechopf gsii, er hät e Schlang im Muul gha, wo sich in Schwanz iebisse hät. Die Schlang und dä Leuechopf sind aber blooss us Mösch gsii, es isch ka rähti Schlang gsii. Dro simmer zo-n-e-re groosse Chilche cho mit eme hoche Turn. Do ha-n-ich tänkt, es isch guet, da die Lüüt i der Stadt doch au Chilche händ nid no en Chöpferplatz. Uf der andere Siite vo der Strooss hät me ime groosse Huus d'Ziting truckt. Ich ha törfe zueluege, we me d'Ziting truckt, da isch aber nid schwäär, da wett ich au chöne. Me laat e wiiss Papiir under d'Präss und nimmts dänn wider füre und Ziting isch fertig bis as Zämelege. De Buechdrucker isch en rächt fründliche Maa gsii. Dänn simmer über en Bach cho und do ha-n-ich öppis Merkwürdigs gsäh: En Hund hät französisch verstande. Er hät im-e-ne Nagler de Bloosbalg tribe. De Hund isch im-e-ne Radchaste gläge. Hät de Nagler grüeft ‚marcher‘, so isch de Hund ufgsprunge und s'Rad hät sich dräit und de Bloosbalg hät bloose; hät de Nagler aber grüeft ‚assez‘, so isch de Hund abgläge und s'Rad isch still g'stande und de Bloosbalg au. Dro simmer zo der Rhiibrugg und zom Tampfschiff cho. Da Dampfschiff hät schier uusgsäh we ne Huus, si händ drin grad Zümis kkochet, s'Chömi hät g'roche, no erger weder üusers. Notmänt isch s'Schiff furtgfahre und d'Reder a der Siite händ s'Wasser peutscht. Wo's Schiff furt gsi ischt, simmer uf d'Rhiibrugg und do ha-n-ich Buebe gsäh, wo vo der Rhiibrugg i s'Wasser abeggumpet sind und no uf de Chopf. So öppis het ich nid chöne mache, es ischt mer ganz Angscht worde für die Buebe, aber bald händ si d'Chöpf wider us em Wasser gstreckt. Es ischt bald zwölfi gsii, dro hät de Vatter prässiert zom is Chauffhuus z'choo. Sobald de Chärne verchauft gsi ischt, so isch de Vatter, de Brüeder und ich i s'Wiirtshuus grad dernäbed ggange, wo de Vatter e groossi Brootere voll Taaler übercho hät. D'Wiirtin isch gar e fründliche Frau gsii. Si hät üüs Suppe, Brootis und prägleti Händöpfel broocht und dänn no Wii und miir e Glas voll Wasser. I da Wasser hät si e wänge Wii gschänkt und dänn no e Zückerli dri to und hät rächt fründlich glächlet und gsaat: ‚So Buebli!‘»

Arthur Uehlinger

